

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 7 (1939-1940)
Heft: 9

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

seiner Pflicht genügt und doch oder gerade deshalb die Anhänglichkeit und Hochschätzung seiner Kompanie unwandelbar besessen zu haben, mache ihm seinerseits die Erinnerung angenehm. Was uns betrifft, so verabschieden wir uns von ihm aufrichtig betrübt, aber glücklich im Gefühl unserer Dankbarkeit.

Albin Zollinger.

KLEINE RUNDSCHAU

Apotheose der Anarchie?

Julius Schmidhauser: Das Reich der Söhne

Walter de Gruyter, Berlin 1940

Am Schluss der sechsten weltgeschichtlichen Betrachtung bezeichnet es Burckhardt als „ein wunderbares Schauspiel, freilich aber nicht für zeitgenössische, irdische Wesen . . . , dem Geist der Menschheit erkennend nachzugehen, der über all diesen Erscheinungen schwebend und doch mit allen verflochten, sich eine neue Wohnung baut. Wer hievon eine Ahnung hätte, würde des Glückes und Unglückes völlig vergessen und in lauter Sehnsucht nach dieser Erkenntnis dahinleben.“ So wenig also hielt sich Jakob Burckhardt für befugt, das Gesetz des geschichtlichen Wandels festzustellen, dass er sogar von der Ahnung einer solchen Erkenntnis nur mit Vorbehalten spricht.

Wer das neue Buch von Schmidhauser in die Hand nimmt, wird sich daran erinnern müssen. Denn da ist der Versuch gemacht, nicht nur über ein Jahrhundert, sondern über Jahrtausende hinweg den Gang der Menschheit zu erfassen und die Zukunft vorauszusehen. Ein ungeheures Unterfangen, das einen nicht alltäglichen Mut und Glauben an sich selbst voraussetzt! Wir spüren diesen Glauben zunächst in Schmidhausers höchst gewaltsamer Sprache. Jeder Satz sozusagen reckt sich ins Prophetische auf. Man erhält jedoch den Eindruck, das Werk sei nicht dichterisch konzipiert, sondern ins Dichterische übersetzt, mit ganz bestimmten grammatischen Mitteln, die im Einzelnen aufzuzählen keine Mühe bereiten würde. Was Schmidhauser dazu bewog, war zweifellos der Wille zur Wirkung. Das Buch will keine Theorie, es will Prophetie und Aufruf sein. Ob es aber mit dieser Haltung weitere Kreise ergreifen

wird? Ob nicht die Form der Darstellung dem Inhalt eher im Wege steht? Denn schliesslich handelt es sich eben doch um einen geschichtsphilosophischen Aufriss, um eine Philosophie überdies, die ihren Ursprung aus der Gedankenwelt des Idealismus und der Romantik nicht verleugnen kann.

Zunächst wirkt Hegels Lehre vom Weltgeist nach, vor allem die Idee von Gottes Hadesfahrt und Tod. Der Begriff des ewigen „Werdens im Vergehen“ feiert eine eindrucksvolle Auferstehung, die gerade heute ihre Wirkung nicht verfehlen wird. Wichtiger als Hegel aber, spürbarer auch in der Terminologie, ist das Lebenswerk Bachofens. Die Reiche der Mütter und der Väter werden in deutlichem Anschluss an die „Gräbersymbolik“, das „Mutterrecht“, die „Sage von Tanaquil“ beschrieben. Das Reich der Mütter bestimmt das Schicksal, die ewige Wiederekehr des Gleichen, die innige Bindung an Erde und Blut. Das Reich der Väter bestimmt der Geist, die denkende Herrschaft über das Leben, die Richtung auf ein ewiges Ziel. Für Bachofen ist mit dem Sieg des Vaterrechts über das Mutterrecht das Ringen der Weltgeschichte endgültig entschieden. Schmidhauser nun — und damit beginnt das Neue, das er zu sagen hat — deutet den Sinn der Gegenwart so, dass auch das Reich der Väter überholt sei und von einem neuen Reich, dem der Söhne, abgelöst werde oder abgelöst werden müsse.

Wir sind überrascht und merken auf. Wird es dem Verfasser gelingen, aus dem Begriff des Sohns, der freilich zunächst nichts als ein Name ist, die lebendige Anschauung eines kommenden Weltzustandes zu entwickeln? Notgedrungen müssen wir die weitverzweigten und vielschichtigen Ausführungen des Verfassers auf wenige Grundzüge reduzieren. Da wäre denn zunächst die negative Charakteristik zu beachten. Sowohl die Väter wie die Mütter nennt Schmidhauser „nach rückwärts Gebundene“. Im Reich der Mütter bleibt das Leben gebunden an den Schoß der Erde, und wie Blut vom Herzen kommt und wiederum zum Herzen geht, so kehrt das Leben stets in sich selber zurück. Im Reich der Väter geht alles vom ewigen Geist aus, wie die Strahlen vom Licht, und kehrt in den ewigen Geist zurück. Der Ring, der geschlossene Kreis, bestimmt das menschliche Dasein hier wie dort. Die Söhne dagegen sind „Offene“. Sie gehen nicht in den Ursprung zurück, sondern drängen immer weiter. Sie sind „nach vorn Gebundene“.

„Wir binden uns und das Unsrige nach vorn.

Wir binden uns wie Soldaten an den Marsch der Zeit.

Wir binden uns als Freiwillige an den Zug des Lebendigen.

Wir binden uns an jeden schöpferischen Aufbruch. Wir binden uns an den immer vorlaufenden Gott.

Und das heisst lebendig sein im Reiche der Söhne.

Der Sohn ist immer voraus.”

Was soll das heissen? Wir sehen uns nach weiteren Kennzeichnungen um. „Nach vorn gebunden“ soll auf keinen Fall als Richtung zu deuten sein. Richtungsgewaltig sind die Väter. Das ist's, was sie von den Müt-

tern scheidet. Hat dann aber der Ausdruck „gebunden“ noch irgendeinen fassbaren Sinn? Oder ist das Leben der Söhne eine Bewegung ohne Ziel, nur um der Bewegung willen? Offenbar! Man höre Schmidhauser selbst — und die folgende Stelle möge zugleich als Stilprobe bewertet werden!

„Wir sind auf dem Marsch der Zeit. Feind ist, wer uns im Wege steht. Wir überrennen, was aufhält.

Weiter! Weiter! Nur weiter! Flugzeuge brausen über uns. Doch wir alle sind ein schwirrender Schwarm. Wir alle müssen vorwärts.

Es hat alle ergriffen. Die ganze Erde galoppiert. Es ist das Rasen selber, der ewige Wettlauf, das ewige Ueberholen, der ewige Endspurt.

Es sind tausend Ziele, und es ist kein Ziel.”

Aber wie bestimmt sich dann, was schätzbar, was verwerflich ist? Als einzige Auskunft wird immer wieder das „Mass des Lebendigen“ genannt. Doch ist Leben an sich ein Mass? Ist es nicht im Gegenteil das an sich Masslose und des Masses am meisten Bedürftige? Diese Fragen bleiben bestehn, auch wenn man das Leben zum Gott erhebt, wie Schmidhauser das unternimmt. Man soll den Namen Gottes nicht eitel nennen.

Wir haben nun immerhin soviel erreicht, dass wir wissen, woran wir sind. Die Bewegung um der Bewegung willen kennen wir zur Genüge aus dem Kreis der Diederichs'schen „Tat“. Das Lebendige als Mass des Lebens gehört in Nietzsches Bereich. Wir wissen auch, wie mächtig diese Ideen gewesen sind und sind. Aber ist heute der Augenblick, darauf zurückzukommen? Gilt es nicht im Gegenteil, so deutlich wie möglich einzusehen, dass es sich hier um nichts als um verkappten Nihilismus handelt, um jenen höchst fragwürdigen Umschlag aus dem allgemeinen Nein in das allgemeine Ja, mit dem sich Nietzsche gerettet glaubte, mit dem er in Wahrheit aber nur seine Verzweiflung festlich illuminierte? Denn wo alles und jedes gilt, da gilt im Grunde ebenso nichts. Ja, die Folgen sind schrecklicher als die der ehrlichen Einsicht, dass man nicht mehr wisse, wo aus und ein. Denn das Leben, dem jede Richtung und jedes Mass genommen ist, wird aufgemuntert als Kraft an sich und fällt nun über sich selber her, nicht im Dienste eines Gottes, sondern einzig im Dienste des Nichts, dem es umsonst zu ent-rinnen versucht. Dass wir nicht fehlgehn, bewaise der die Indifferenz bekennde Satz:

„Wir stehen zu allen Welten offen. Und es erreicht unser Drang in die Weite darin seine erste göttliche Weihe. Wir durchbrechen die eifersüchtige Enge der Welten: es sind für uns alle da — ohne Wahl.”

Solchen Gefahren versucht Schmidhauser freilich dadurch vorzubeugen, dass er das Erbe gelten lässt in einem ganz bestimmten Sinn, nämlich nicht als bedrückende Last, nicht im Sinne des Historismus, nicht als blosse Uebernahme alter abgestorbener Güter, sondern als freie Umschau im Bereich des Menschenmöglichen. Indessen bleibt auch hier die absolute Wahllosigkeit bestehn. Alles übernehmen heisst so gut wie

traditionslos sein und bedeutet Anarchie im Verhältnis zur Vergangenheit wie das „Mass des Lebendigen“ Anarchie im Verhältnis zur Gegenwart. Wenn Schmidhauser aber glaubt, die rechte Aneignung des Erbes, die sich von der blossen sklavischen Unterwerfung unterscheidet, bleibe den Söhnen vorbehalten, so mag er sich erinnern, dass schon einer aus dem Reich der Väter das Wort gesprochen — und erfüllt — hat:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.“

Ueberhaupt erkennen wir, dass alle Züge, die das Reich der Söhne vor der grenzenlosen Anarchie bewahren sollen, schon dem Reich der Väter im Sinne Bachofens eigentümlich sind, dass also, wie es oft geschieht, ein guter Teil der Botschaft nur als neu erscheint, weil das Alte in ungehöriger Weise entstellt wird. So trifft es nicht zu, dass sich der Geist nur im Gewordenen bewegt und alles in die Gottheit als den ewigen Grund wieder zurückbiegt. Das Wesen des Geistes ist vielmehr je und je als Freiheit verstanden worden. Freiheit aber ist Offenheit, Bereitschaft für ein Künftiges, das uns noch fremd gegenübertritt. Darauf gründet schliesslich die Idee des unendlichen Progresses und, mit ihr verknüpft, die Vorstellung vom unendlichen Werden Gottes, die schon ziemlich lange lebt und von Schmidhauser sehr zu Unrecht für das Reich der Söhne beansprucht wird. Ähnlich steht es mit der Zusammenfassung am Schluss des zweiten Buchs. Was da gesagt wird, ist wieder nicht neu, sondern könnte ohne weiteres als Uebersetzung Goethescher Ideale in die Ausdrucksweise Bachofens oder Nietzsches gelten. Somit kommen wir zum Schluss: Das „Reich der Söhne“ verkündet entweder jenen verkappten Nihilismus, dessen Auswirkungen wir in der Geschichte der Gegenwart erleben, oder aber die Synthese der obern und der untern Kräfte, die das Zeitalter Goethes versucht und vollkommen geleistet hat. Das Zwielficht zwischen diesen beiden Gegensätzen aufzuhellen, erlaubt Schmidhausers manirierte, ziemlich weitmaschige Sprache nicht. Den Nihilismus aber lehnen wir ab, auch wo er sich sakral gebärdet; und das Goethesche lesen wir lieber in der gediegenen Sprache des Originals.

Wollten wir uns den geschichtsphilosophischen Voraussetzungen Schmidhausers anschliessen, so wäre das Ergebnis einer Ablehnung freilich hoffnungslos. Dem Gemälde der überlebten Kultur, das hier entworfen wird, hätten wir nur den heute weniger denn je verbürgten Glauben an Erneuerungen entgegenzusetzen. Die prophezeite Zukunft aber, sofern sie Neues bringen soll, erscheint uns in jeder Hinsicht heillos. Wir wüssten nichts zu tun, als dagegen anzukämpfen, wo sie sich zeigt. Indes, wir teilen diese geschichtsphilosophischen Voraussetzungen gar nicht. Schmidhauser entwirft das Bild einer Welt, die, wenn sie dem Reich der Väter und dem der Mütter an Rang gleichstehen soll, Jahrtausende bestehen müsste. Und er entwirft das Bild dieser Welt mit den Begriffen und Anschauungen, die J. J. Bachofen im Jahre 1861 in Basel entwickelt hat. Ein solcher Anbruch neuer Dinge

aber, der mit Jahrtausenden aufräumt, schliesse jede Verständigung aus. Die ganze Sprache der Menschheit, die uns heute noch begreiflich ist, sänke ins Nebelhafte zurück. Haben die Geister der Aufklärung die Geister des Mittelalters verstanden? Nein! und doch gehören beide nach Bachofen'scher Terminologie demselben Reich, dem der Väter an. Wie aber soll dann über Zeitenklüfte, von deren Ausmass niemand die leiseste Ahnung haben kann, ein solches Gespräch noch möglich sein, wie es Schmidhauser zwischen den Söhnen und den Vätern und Müttern führt? Doch gerade die Geister, die sich in neuen Aeonen zu tummeln gewohnt sind, glauben in naivster Weise an eine solche Diskussion.

Uns scheint das einzig Mögliche dies: Das Ueberlieferte zu wahren und es immer neu zu einen mit dem offenen Leben der Gegenwart. In solcher jederzeit lebendiger Aneignung und Ausdeutung, die aus sich selbst zur Verwandlung wird, betreten wir mit langsamen, aber sicheren Schritten den Raum der Zukunft, ohne dass wir wissen, wie. Denn sobald wir uns um das Neue kümmern, ist es auch schon verdorben und vergiftet vom Bewusstsein. Sobald wir gar das Kommende deuten, fällt es auch schon als Zukunft dahin.

Emil Staiger.

Zu Maria Waser's Gedichten:

„Vom Traum ins Licht“

Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

„Denn vor allem ist es unter der Würde toter wie lebendiger Dichter, ein anderes Lob anzunehmen, als das reelle des Zutrauens lebendiger Menschen. Aber das Wesen unserer Epoche ist Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit. Sie kann nur auf Gleitendem ausruhen und ist sich bewusst, dass es Gleitendes ist, wo andere Generationen an das Feste glauben“.

Dieser Worte von Hugo von Hofmannsthal erinnerte ich mich, als ich Maria Waser's schmalen Band nachgelassener Gedichte in die Hände bekam. Man wird dieser posthumen Gabe am schönsten gerecht, wenn man sie mit den ausgestreckten Händen eben jenes Zutrauens und menschlicher Treue entgegen nimmt. Worte eines Kritikers gehören nicht in den noch tief bewegten Umkreis des Todes. Sie haben ihre Gültigkeit vor einem grössern Masstab verloren. Man hört sie erst dann wieder, wenn sich ein Werk losgelöst hat von der Person des Dichters und in einem strengen Eigenleben weiter besteht. Diese Gedichte aber sind noch völlig verbunden mit dem irdischen Leben der Dichterin; sie bewegen sich anmutig und eifrig im Schatten ihres Schöpfers, und es lässt sich heute noch nicht genau sagen, was aus ihnen wird, wenn sie ihrer schönsten Stütze beraubt sind. Es geht auch nicht darum. Es geht nicht um kritisches Wägen innerhalb rein künstlerischer Aspekte; hier haben

wir es noch einmal mit einem feinen, klugen Herzen zu tun. Das gefährlich Gleitende unserer Zeit, von dem Anfangs die Rede war, zerstiebt vor dieser aufrechten Greifbarkeit.

Neben jenen Gedichten, die Zwiesprache bedeuten mit einem geliebten Menschen oder eine Begebenheit des Alltags erweitern zu allgemein menschlicher Schau, neben diesen ganz und gar liebenswerten Gelegenheitsgedichten, von denen Goethe sagt, dass er nur diese hochschätze und vor allen andern eigentlich nicht viel halte, überragen einige von den letzt Geschaffenen durch ihre erschütternde Vollendung. Hier wird das Endgültige vor dem letzten grossen Schweigen gesagt, und zwar mit der sparsam meisterhaften Zucht, die Zeugnis ablegt von der Uebereinstimmung der künstlerischen und menschlichen Reife.

Noch einmal übermittelt uns Maria Waser über den Tod hinaus die trostvolle Erkenntnis, dass die Liebe zum Lebendigen der Pulsschlag zu jedem Werke sein muss, wenn es das menschliche Herz erreichen soll.

Dorette Hanhart.

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— für 12 Hefte pro Jahr.

Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.

Erscheint jeweilen anfangs des Monats

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8

Tel. 45.855 Postcheckkonto VIII 6031

Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8, Zürich

Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60

Printed in Switzerland